



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Schliemanns Trojanische Sammlung.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Schliemanns Trojanische Sammlung.\*)



U dem Geschenk, welches Dr. Schliemann dem Kaiser mit seiner bisher in London aufbewahrten Sammlung trojanischer Alterthümer gemacht hat, kann sich die deutsche Wissenschaft gratuliren, und mit inniger Genugthuung werden alle, die diese Sammlung aus eigener Anschauung kennen und die dem genialen Streben und dem beharrlichen Eifer Schliemanns bei der Zutageförderung dieser äußerst wichtigen Alterthümer die gebührende Bewunderung zollen, vernommen haben, wie der Kaiser dieses ansehnliche Geschenk aufzustellen und den patriotischen Geber zu ehren beschloffen hat. Die Berliner Kritik, die von Anbeginn an über Schliemanns Ausgrabungen, über die von ihm aufgestellten Ansichten, über den „Schatz des Königs Priamos“ und über den Mann selbst die Nase gerümpft hat, wird nun auch über die Ehre, die ihm widerfährt, in der ihr eignen Manier Wiße reißen, und doch ist die Berliner Kritik, wenn der Sache auf den Grund gegangen wird, mehr als alles andre dazu mitthätig gewesen, daß Berlin, daß Deutschland dies unschätzbare Geschenk erhalten hat.

Die erste Aufstellung der trojanischen Alterthümer unter dem Namen Schliemann Collection im South Kensington Museum zu London war entschieden ein glücklicher Griff, wenn es darauf ankam, der Sammlung möglichst viele Beschauer zuzuführen und ihr den Weltruf zu verschaffen, den sie wirklich erhalten hat. Paris wäre wohl im Stande gewesen, ihr ebensoviele Besucher zu sichern; aber Paris enthält nicht diesen immensen Reichthum von ausgegrabenen Alterthümern aus allen Erdtheilen, der in dem South Kensington, dem British und dem jetzt eingegangenen India Museum zerstreut aufgespeichert ist, und durch dessen Vergleichung mit der Schliemannschen Sammlung die letztere erst so unendlich werthvoll erscheint. London gab der Schliemannschen Sammlung einen vorzüglich ehrenvollen und günstigen Platz; sie nahm sich an der Stelle, wo sie aufgestellt war, zwischen den elegantesten und kostbarsten Producten älterer und neuerer asiatischer und europäischer Kunstindustrie ungefähr so aus, als wenn ein rauher Bauersmann in dem Prunkgemache einer Lady einlogirt wäre. Und doch kam ganz England in dieses „Grüne Gewölbe“ von South Kensington hauptsächlich des schlichten Bauers wegen, der eine zauberhafte Anziehung

\*) Dem vorstehenden Artikel haben wir die Aufnahme in d. Bl. nicht verweigert, obwohl wir die geschichtlichen Ausführungen desselben nicht allenthalben zu vertreten wagen. D. Red.

auf die Besucher auszuüben schien. Es war der Zauber des Neuen, des Neuesten.

Natürlich war England begierig, diesen außerordentlichen Schatz zu behalten, wenn er auch nicht an derselben Stelle aufgestellt bleiben konnte und, im Falle er England verblieben wäre, zu den verwandten Schätzen ins britische Museum hätte gebracht werden müssen, wo sich die assyrischen, ägyptischen, amerikanischen und afrikanischen Alterthümer aufgestellt finden. Im Sommer 1880 hörten wir in London mit Bestimmtheit behaupten, daß Schliemann seine Sammlung an das South Kensington Museum für 6000 Pfund Sterling verkauft habe. Jetzt ist es klar, daß aus diesem Handel, wenn er überhaupt in Frage gestanden hat, nichts geworden ist. Daß England Anerbietungen gemacht hat, ist unumstößlich gewiß; möglich aber erscheint es, daß die gemachten Anerbietungen zu niedrig waren, um Schliemann, der ein Vermögen an den Erwerb seiner Sammlung gesetzt hat, ganz zu schweigen von der unendlichen Mühe und der großen Gefahr, zu befriedigen. England hat schon mehr als einmal aus übelberathener Auauferei auf den Erwerb wichtiger Schätze der Wissenschaft verzichtet, und es wird wohl nun, nachdem mit dem Verlust der Schliemannschen Sammlung eine große Lücke in der Vollständigkeit seiner Sammlungen entstanden ist, diesen Verlust innig beklagen.

Das South Kensington Museum ist wesentlich zu dem Zwecke gegründet, um der britischen Kunstindustrie durch Muster, die aus allen Ländern und Zeiten zusammengebracht sind, zu Hilfe zu kommen. Der Einfluß, den dieses Museum auf den Geschmack und die Erfindung englischer Industrie und Kunst schon jetzt ausgeübt hat, ist von unberechenbarer Größe. Für diesen Zweck boten freilich die trojanischen Alterthümer kaum einen nennenswerthen Nutzen, da sie einen noch sehr jugendlichen Standpunkt sowohl der Goldschmiedekunst als der Töpferei repräsentiren. Ihre ganze Bedeutung liegt auf Seiten der Wissenschaft. Obgleich nun auch das wissenschaftliche Interesse in der Leitung des South Kensington Museum stark vertreten ist, wie denn überhaupt die Bethätigung der britischen Gelehrten an der Alterthumswissenschaft eine hervorragende und durch grandiose Mittel unterstützte ist, so überwiegt doch, wie die jüngst gemachte Erfahrung lehrt, das kunstindustrielle Interesse, welches zum Rückhalt das kaufmännische hat. Und andertheils muß das wissenschaftliche Interesse in Bezug auf die Troja-Sammlung nicht mit jenem Eifer und jener Ueberzeugung von dem Werthe derselben verbunden gewesen sein, welche dem Verluste derselben hätten vorbeugen können. Es ist klar, daß die englischen Gelehrten in Betreff der wissenschaftlichen Bedeutung der Sammlung zu keiner vollen Ueberzeugung gekommen waren, und daß der Glaube, den sie anfänglich den Auffassungen Schliemanns entgegengebracht

hatten und der sich hauptsächlich auf die Beleuchtung des homerischen Zeitalters und der homerischen Dichtung bezog, durch die nörgelnde Berliner Kritik wankend gemacht worden ist. Die letztere hat den Ton, den sie bei dem ersten Bekanntwerden der Entdeckung Schliemanns im Geiste der „Spottgeburt aus Dreck und Feuer“ anschlug, selbst in wissenschaftlich gehaltenen Beleuchtungen nie ganz verlassen, immerfort hat sie ein hochmüthiges Herabblicken auf den dilettantisch gelehrten Kaufmann gezeigt, der das Glück gehabt hat, mit dem „Tiefensinn“ begabt große Erfolge zu erreichen, und der nach der Ansicht dieser superklugen Herren, die sich die Welt von ihrem Fenster aus besehen, an Ort und Stelle manches Werthvolle durch sein ungestümes und rücksichtsloses Miniren zerstört haben soll. Schliemann hatte gewisse Ansichten geäußert, wie über den gefundenen „Schatz“, über die an den Gefäßen befindlichen Eulengesichter, über die Bedeutung der Verzierungen der von ihm als whorls bezeichneten Steine u. s. w., die der Kritik Angriffspunkte darboten, und über die sich streiten ließ. Daß also die Kritik von dem Berliner Studirzimmer aus über diese und andere Punkte mit ihm zu rechten unternahm, kann ihr nachgesehen werden. Aber der hochmüthig spöttische Ton, in den sie verfiel, weil sie nach Art ihres Volks sich denselben gegen den glücklichen Kaufmann ohne Wissenschaft erlauben zu können glaubte, und von dem sich die gleichgearteten englischen Kreise anstecken ließen, war unverzeihlich. Es ging so weit, daß tonangebende Londoner Blätter von Schliemann und seinen Ideen nicht anders als mit dem Ton des jocosen Zweifels sprachen. Dies war in den Augen der englischen Wissenschaft natürlich ein bedenkliches Zeichen, was den Ankauf seiner Sammlungen betraf; die Herren Engländer waren gegen den Berlin-Londoner Spott nicht gefeit, weil sie den Werth der Schliemann-Sammlung, von den Suggestionen des Sammlers selbst dazu verleitet, in Nebendinge setzten, und die hervorragende Bedeutung derselben für die Culturgeschichte übersehen. Diese Bedeutung aber, welche die Sammlung als an der Stelle des alten Troja gemachter Fund von Erzeugnissen altasiatischer Industrie zwischen den ähnlichen Erzeugnissen der assyrischen, ägyptischen, phönizischen und altgriechischen Industrien hat, ist der aller Kritik Trotz bietende und für die Culturgeschichte überaus wichtige Werth derselben. Es sei erlaubt, hierüber einige weitere Andeutungen zu geben.

Da der Fundort, von dem wir mit Schliemann glauben, daß er die Trümmerstätte des homerischen Troja ist, die unzweifelhaften Spuren einer großartigen Verwüstung durch Feuer aufzeigt, so ist natürlich nicht zu erwarten, daß aus dem durch Brand verwüsteten Ort Gegenstände, die dem Feuer Nahrung bieten, Erzeugnisse aus Holz, Leder und Gewebe erhalten blieben. Wagen und Pferdegeschirre, Kleidungsstücke und Mobilien sind verbrannt, und nur einige wenige

kleine Reste und Bruchstücke sind erhalten; erzene Gegenstände, die das Feuer nicht geschmolzen, sind durch nachheriges Rosten halb zerstört; nur silberne und goldne Schmucksachen, die von der einfachen Goldschmiedekunst ihrer Werkstätte Zeugniß geben, sind erhalten, und, was uns das wichtigste dünkt, eine große Menge thönerner Gefäße der verschiedensten Art, für das Studium der Keramik eine unschätzbare Ausbeute.

Ehe die keramische Kunst in Griechenland die Schönheit des classischen Ideals erreichte, in der sie von der Nachahmung der Natur ganz befreit erscheint und durch die geschaffnen Formen der Gefäße sowohl als durch die Verzierung derselben für den Schönheitszinn aller nachfolgenden Zeiten mustergiltig geworden ist, hatte die Kunst des Töpfers eine lange Bahn zu durchlaufen, die mit der einfachsten Nachahmung der von der Natur dargebotnen Gefäße anhebt, von Ostasien und dem östlich von diesem liegenden Amerika ausgeht und in ihrer Fortsetzung durch Mittelasien und Vorderasien bis nach Griechenland fortschreitend immer reichere und schönere Gestaltungen aufweist.

Die ältesten Formen der Thongefäße scheinen diejenigen zu sein, die in Amerika, in Peru und Mexico ausgegraben sind, von denen das britische Museum in London eine reichliche Auswahl enthält. Sie sind fast alle von den durch die Pflanzenwelt gegebenen Formen, z. B. von der Becherform der Fruchtschalen der *Leecythis*, leicht abzuleiten. Naturvölker in Afrika, Australien und Amerika bedienen sich noch heute der von der Natur gegebenen Schalen, und die Indianer von Goyana fertigen noch heute aus Thon dieselben Gefäßformen und verzieren sie ebenso, wie sich die altperuanischen und mexicanischen einfachern Gefäße geformt und ornamentirt finden. Selbst in der brasilianischen Provinz Para und in Neu-Seeland sind ähnliche ursprüngliche Thongefäße ausgegraben worden, und die noch üblichen ordinärsten, aus freier Hand gefertigten irdenen Geschirre in Asien haben in den Formen mit ihnen die größte Verwandtschaft. Da die natürlichen Gefäße in Becherform alle unten rundlich sind, so bedürfen sie, um zu stehen, eines ringartigen und unten abgeflachten Untersatzes, wie ihn der Querschnitt eines hohlen Baumstammes bietet. Solche irdene Untersätze finden sich viele in der peruanischen Sammlung; in der trojanischen findet sich einer von hartem Stein. Der Gebrauch, das Gefäß für sich selbst zum Stehen fähig zu machen, indem man bei den thönernen Nachahmungen der Naturgefäße den Ring unten befestigte oder statt desselben Füße ansetzte, trat jedenfalls später ein und ist schon an mehreren der amerikanischen Gefäße befolgt. Die Töpfer der uralten Culturstaaten Peru und Mexico wußten schon der Natur aus praktischen Rücksichten nachzuhelfen und zugleich dem Gefäß, das sie herstellten, etwas von seiner natürlichen Schönheit zu bewahren, während die ordinäre ostasiatische

Grenzboten I. 1881. 52

Töpferwaare nicht Ringe und Füße, sondern unten abgeflachten Boden zeigt. Für den forschenden Liebhaber ist es nun äußerst interessant zu sehen, wie die gefäßbildende Kunst in ihrem Fortschritt von Osten nach Westen immer freier mit den von der Natur gegebenen Formen umspringt und einen stetig wachsenden Reichthum mannichfaltiger Formen schafft, wie das älteste Indien nach den im Nil Gerri gefundenen Gefäßen zu schließen, die jetzt ganz außer Gebrauch sind, sein eignes Kunstprincip hat, das die Formen aus ganz andern Linien zusammengesetzt zeigt, als alle übrigen der Welt, wie denn Indien überhaupt eine Welt für sich gewesen zu sein scheint. Die in den Trümmern des alten Ninive gefundenen Gefäße, verglichen mit den ältesten der Länder am stillen Ocean, zeigen einen immensen Fortschritt, und manche davon kommen der classischen Schönheit der griechischen schon sehr nahe, näher, als es die schönsten der rein-ägyptischen thun. Zwischen den assyrischen und den ägyptischen einerseits und den vollendeten griechischen Formen andererseits stehen dann die als archaisch bezeichneten, die man aber, da sie in den Trümmern phönizischer und griechischer Cultur gefunden sind, z. B. in Cypern, wo sich das Griechenthum auf das phönizische Wesen pflanzte, auch als phönizische ansprechen kann.

Bei all den Unterschieden aber, die der Keramik der einzelnen genannten Nationen anhaften und die theils aus der Natur ihres Landes und ihrer vorherrschenden Materialien, theils aus ihrer Lebensweise und ihren besondern Bedürfnissen zu erklären sind, die aber groß genug sind, um für die Keramik jeder Nation einen sehr bestimmt ausgeprägten Charakter zu constituiren, ist es nun doch auch wieder interessant, die Uebereinstimmung zu beobachten, mit der gewisse Formen von allen in gleicher Weise festgehalten und gepflegt worden sind, so z. B. die Form einer seitwärts plattgedrückten runden Flasche, ähnlich unsern runden Jagdflaschen.

Der Fortschritt, der in der Ausbildung einer Gefäßform zu schönerer Gestalt und besserer Brauchbarkeit gemacht wird, indem sie von einem Volke zum andern wandert, beruht oft auf scheinbar ganz geringen Aenderungen, auf einer neuen Proportion des Fußes zum Obertheil, auf der geringern oder größern Biegung des Halses oder des Ausgusses, auf der einfachern oder künstlichern Gestalt des Deckels, auf der Zahl und dem Ansatz der Henkel. Der einfache eiförmige Becher z. B., dem ein Henkel angefügt ist, welcher den Rand des Obertheils nicht überragt, was die ältere asiatische Form ist, gewinnt dadurch, daß der phönizische oder griechische Künstler den oder die Henkel in einer gewissen Proportion über den Rand erhöht, ein völlig anderes, ein weit gefälligeres Aussehen, in welchem er sich bis auf unsre Zeit erhalten hat. Was die classische griechische Kunst anlangt, so kann man sagen, daß ihr alle Bestandtheile zur Composition

ihrer schönen Gefäße von Asien her vorbereitet waren, und daß sie nur durch eine neuartige und von der Anschauung eines schönern Ganzen inspirirte Combination der gegebenen Theile die classischen Formen geschaffen hat, die sich gegen die asiatischen Formen, wozu auch die ägyptischen gehören, ausnehmen wie ein Volk von Göttern gegen ein Volk von Bauern. Den Formen der griechischen Vasen, Krüge, Becher u. s. w. liegt die Anschauung der schönen Menschengestalt zu Grunde. Damit war aber ein ungeheurer Unterschied in der Form constituirt, zu welchem noch derjenige hinzutrat, der in der kunstvollen Verzierung und Bemalung der für den Luxus bestimmten Gefäße beruhte.

Welche Stellung nimmt nun die dardanische oder trojanische, von Schliemann aus den Trümmern mehrerer auf- und übereinander gebauten Städte ausgegrabene Sammlung von Gefäßen zwischen den übrigen vorderasiatischen, der assyrischen, ägyptischen, phönizischen und vorclassisch-griechischen ein? Dürfen wir nach den von uns in London mit gewissenhaftem Bemühen angestellten Betrachtungen und Vergleichen über diesen Punkt ein kurzes Urtheil formuliren, so würden wir sagen: Die dardanischen Gefäße repräsentiren mit einer Vollständigkeit, wie es keine andern thun, sämmtliche Gefäßformen asiatischen Ursprungs, mit Ausnahme allein der ganz eigenartigen, die in dem südlichen Gebirgslande von Vorderindien gefunden worden sind, und deren bemerkenswertheste Eigenthümlichkeit darin besteht, daß sie aus eingebauchten statt aus ausgebauchten Linien componirt sind. Die einzigen Formen, die der trojanischen Sammlung fehlen, sind solche, die der ganz speciellen Natur anderer Länder angehören, z. B. die hohen und schlanken Wasserkrüge vom Nilthal, die thönernen Särge der Assyrer, die aus gradlinigen Flächen gebildeten, ursprünglich aus Holz gefertigten, später in Thon nachgeahmten Gefäße des alten China u. a. m. Die Troja-Sammlung zeigt mithin eine Art von *colluvies gentium*, wodurch sie historisch zwischen die Nationen der asiatischen Ebenen und die Völkchen der griechischen Inseln, Küstenebenen und Bergflächen gestellt erscheint, so daß die Griechen nur in Troja oder im Trojanerlande die Augen aufzumachen brauchten, um alles, was Asien an keramischer Kunst hervorgebracht hatte, auf einem Haufen beisammen zu finden. Damit ist die nicht hoch genug anzuschlagende Bedeutung der Schliemannschen Sammlung für die Culturgeschichte angedeutet. Diese einzige Stellung, welche die Nordwestecke von Kleinasien in Bezug auf einen hochwichtigen Theil der menschlichen Geräthschaften einnahm, beschränkte sich nicht auf diese; es liegen Andeutungen genug vor, daß sie sich auf das ganze Culturleben erstreckte.

Die deutsche Wissenschaft — das ist mit Fug und Recht zu sagen — wird aus der Autopsie der trojanischen Alterthümer in Berlin die fruchtbarsten An-

regungen erhalten, und hoffentlich wird der vom Standpunkte der jüdisch-berlinischen Kritik bis jetzt geübte Spott vor der gerechten Anerkennung des genialen Unternehmungsgeistes und der patriotischen Liberalität Dr. Schliemanns verstummen.



## Gneisenau in den Jahren 1815 bis 1831.

(Schluß.)



neisenaus Aufenthalt in dem trauten Erdmannsdorf war nicht ungestört. Erst im Jahre 1825 konnte der General die ihm nach den Befreiungskriegen zugefallene Dotation Sommerschenburg in Besitz nehmen. Der Zustand der neuen Besitzung, die in längerer Verpachtung verwahrlost war, erforderte seine ganze Arbeitskraft, gab ihm aber wenigstens dafür die erfrischende Freude des Schaffens. Sein für Naturschönheiten tief empfängliches Gemüth schwelgte im Anschauen der entzückenden Landschaft, die der Blick von dem hochgelegnen Schlosse umfaßte, und als seine wirthschaftlichen Pläne guten Fortgang nahmen, fühlte er sich geradezu wie verjüngt. Umso mehr mußte er es bedauern, daß ein Amt ihn jetzt wieder einen großen Theil des Jahres an die Hauptstadt des Landes band.

Am 8. März 1817 hatte ihm der Staatskanzler Fürst Hardenberg mitgetheilt, daß ihn der König zum Mitgliede des Staatsrathes ernannt habe. Gneisenau konnte die ihm zuge dachte Ehre nicht ausschlagen. „Als ich meine Entlassung begehrte,“ schreibt er an Clausewitz von Berlin aus (6. April 1817), „dachte ich nicht lange mehr zu leben und wollte mit meinen Kindern den Rest meiner Tage verbringen. Wie es weiter kam, wissen Sie. Nun rechnete ich darauf, daß meiner nicht ferner gedacht werden würde. Ich war so glücklich mit meinen Kindern! Jetzt ruft man mich, und ich kann nicht verweigern zu kommen. All das verächtliche Gerede von meiner der Regierung feindseligen, mißvergnügten Stimmung würde neuen Schwung erhalten haben. Dem wollte ich mich ferner nicht preisgeben und somit gehorchte ich.“ Wirklich betheiligte sich Gneisenau bis zu seinem Tode mit Eifer an den Berathungen des Staatsrathes. In zwei ständigen Ausschüssen der Versammlung, dem für auswärtige und dem für militärische Angelegenheiten, führte er sogar den Vorsitz, und wenn auch gerade seine